

Steuermanns sein, verschiedene Sachen sind über den Boden verstreut, alles deutet darauf hin, daß der Bewohner in größter Eile aufgebrochen ist. Über die schwarze Schiffskiste bewegen sich rote und grüne Streifen von dem farbigen Glas des kleinen Deckfensters her, es sind die Farben blutiger Finger und des grünen Meeres; sie flößen mir die seltsame Ahnung ein, daß einst ein Unglück durch diesen kleinen Raum geschritten ist . . . Ich fühle, daß ich mich nun in der Nähe des Geheimnisses selbst befinde — als ob man in einem großen Hause, das ein Rätsel birgt, von Zimmer zu Zimmer geht und nichts Lebendes findet, sondern nur Spuren von Leben; auf Teppichen tappende Schritte, über Stuhllehnen tastende Hände, in der grünen Tiefe von Spiegeln ein Wallen vergangener Bilder — all das stille Leben, das *nach* den Menschen lebt. Und dann bleibt man plötzlich angstbebend vor einer geschlossenen Tür stehen und denkt: Hier drin ist es, hier drin wird dir etwas oder jemand begegnen, aber was und wer?

Ich öffne die Tür. Nirgend auf meiner schattenhaften Wanderung rings über das Schiff hatte ich meine eigene Anwesenheit so deutlich wahrgenommen, wie jetzt; ich sehe mich im Traum, fühle meinen weit offenen starren Blick, die von dem Türgriff verursachte feuchte Kälte in meiner Hand, den Duft von Paraffin, verrosteten Laternen, alten Segeln . . . Direkt vor mir steht ein breiter Tisch und dahinter ein großes Sofa, auf dem die Finsternis selbst sitzt. Eine Tür rechts an der Wand ist offen, der Raum drinnen ist mit Schiffszwiebäcken angefüllt, verstreute Brocken davon liegen umher. Mich bedrückt eine wachsende Furcht, vielleicht weil die Kajüte mit den ausgebrochenen Brettern, den offenen Schranktüren, den Überresten eines von der Wand gerissenen Thermometers von einem überhasteten Aufbruch erzählt, von einer Flucht, die das Leben gilt. Ein Schauer des Entsetzens, eine wunderliche Hast packt mich. Da sehe ich auf dem Sofa wie einen grauen Schatten in der Dunkelheit *meinen Reisegefährten*.

Ein Mensch sitzt dort, tief in das Sofa gedrückt — ein Mann, der, den Kopf auf den Armen, ruht. Er trägt Arbeitstracht; unterhalb seines schwarzen Haares, das kraus ist und unordentlich wie bei einem aus dem Wasser gezogenen Ertrunkenen, sehe ich die Biegung des Rückens. Sein in den Händen verborgenes Gesicht kann ich nicht sehen. Ich habe das bestimmte Gefühl, daß er Hilfe braucht, und daß ich es bin, der ihm helfen muß. Ich höre meine eigene Stimme: „Komm, Kamerad . . .“

Aber meine Stimme scheint gleichsam irgendwoher außerhalb meines Ichs zu kommen. Nun strecke ich die Hand aus und berühre des Mannes Arm, sein Hemd ist hart, erstarrt vor Kälte. Und ein Kälteschauer fährt durch meine Finger. Auffallend deutlich sehe ich nun meine Hand auf dem lederartigen Zeug des anderen. Sie ist weiß und erscheint unendlich alt. In demselben Augenblick fällt mein Blick auf des Mannes Hals. Seine Haut ist rings um die Ohren gelblich weiß, und steif und blutlos ragen die Ohren aus dem Kopf. Da durchzittert es mich, erst wie ein seltsames Staunen: Aber er ist ja tot! Und gleich darauf wie ein großer Schreck: Er ist tot, er ist tot!

. . . Als ich erwachte, ist es sieben Uhr abends. Der Seewind weht lau durch meine offenen Fenster und wölbt die Gardinen. Ich fühle mich noch ein wenig schwer und benommen, wie nach einem tiefen, sehr langen Schlaf. Ich erinnere mich dieses meines dritten Traumes bis in die kleinsten Einzelheiten, als hätte ich ein grausiges Erlebnis gehabt und nicht nur geträumt. Der letzte Teil aber steht nur nebelhaft vor mir und ich begreife, daß er bald in meinem Bewußtsein erlöschen und nichts als den Eindruck einer rätselhaften, sich steigernden Angst zurücklassen wird. Ich stehe auf und sehe nach der Uhr — sehe wiederholt nach der Uhr, als hätte ich eine Erscheinung gehabt oder sei vor Tod oder Unglück gewarnt worden und wolle die Zeit feststellen. Ich weiß, daß ich mit dem Traum noch nicht fertig bin, er wird wiederkommen und ich ahne den Inhalt der Fortsetzung, wie man den Inhalt des letzten Aktes eines Dramas ahnt, ehe der Vorhang aufgeht.

Die Tage vergingen, und die Zeit schien zu entfliehen. Jeder Stundenschlag glich einem Angsttropfen. Ich erwartete etwas, einen Ruf, einen Befehl. Mir war, als sollte ich hinaus auf eine lange Reise oder in den Tod.

Eines Nachts träume ich, daß ich mich in einer kleinen Stube aufhalte, einer Seemannsstube. Es ist gegen Abend, die Dämmerstunde. Ich weiß, daß ich nicht allein im Zimmer bin, aber ich kann die anderen nicht sehen (es ist ein seltsamer